

Die Minensucherinnen: Gespräche im Südlibanon

Ein Jahr nach dem Krieg zwischen Israel und der Hizbullah liegen im Libanon noch Tausende Streubomben. Unter den Minensuchern sind auch libanesische Frauen.

Von Livio Senigalliesi

Den denkwürdigsten Satz sagt die junge Minensucherin Sara am Schluss: Dass sie zu Hause, vor dem Fernseher, mehr Angst habe als draußen in den Zitronenhainen und Bananenplantagen, wo die Streubomben liegen. Dass sie diese Angst befällt, wenn sie die Nachrichten von Autobomben in Beirut sieht oder von der gescheiterten Suche nach Frieden im Libanon. Sara ist 19 Jahre alt und gehört, zusammen mit vier anderen Frauen, zum ersten weiblichen Minensuchkommando ihres Landes.

Sie trägt ein Kopftuch und selbst bei fast 50 Grad im Schatten ein langärmeliges T-Shirt. Sie lebt im Süden des Libanon, wo sich im vergangenen Sommer die israelische Armee und die Hizbullah bekämpften und mindestens 1200 Menschen starben. Derzeit suchen sechzig solcher Teams im Auftrag der Vereinten Nationen nach der tödlichen Fracht, die das israelische Militär letzten Sommer noch verteilt hatte, kurz bevor es das Feuer einstellte. Die rund eine Million Sprengkörper, die aus Flugzeugen fielen und von Artillerie verschossen wurden, sollten die Rückkehr der geflohenen Bewohner erschweren. Bis heute kann es tödlich sein, im Süden des Landes eine Wiese zu betreten, ein Tabakfeld zu bebauen, die Trümmer eines Hauses oder einer Schule zu räumen. Von nahem betrachtet sehen Streubomben harmlos aus, wie kleine, gelbe Batterien, blaue Zylinder, runde, dunkle Orangen – wie Spielzeug. Es sind viele Kinder unter den Opfern. Die dosenförmigen Bomben haben weiße Baumwollbündchen, mit denen sie sich in den Bäumen verfangen, zynisches Dekor des modernen Krieges. Streubomben zerfetzen Gliedmaßen, machen Menschen blind, taub, zu Krüppeln. Sie sind international zwar geächtet, aber nicht verboten.

Mit den Bildern unschuldiger Opfer vor Augen kehren die fünf jungen Libanesinnen allmorgendlich zu ihrer Arbeit zurück. Sara, Zeinab, Fatima, Munia und Rahil wechseln elegante Schuhe gegen schwere Stiefel, steigen in plumpe Militärhosen, legen schwere Splitterschutzwesten an und ziehen leuchtende Sicherheitswesten darüber. Dann die Helme und die Suchgeräte, und plötzlich sehen die fünf aus wie die

Schwestern von Darth Vader. Nur dass sich der Kampf, den sie führen, im Schneckentempo vollzieht und in gebückter Haltung. So tasten sie sich Handbreit für Handbreit über staubige Erde, Schlamm und Steine. Und doch scherzen sie. In den Pausen, während sie ihre Kopftücher zu rechrücken und sich eine Zigarette nach der anderen anzünden, wirken sie ein bisschen wie Schulfreundinnen in der großen Pause. Wäre da nicht diese Wand, an der sie lehnen, die vom Artilleriefeuer durchlöchert ist. Und die Geschichten, die sie sich erzählen, handeln vom Krieg. Oder besser gesagt, in fast allen kommt der Krieg vor. „Das Einzige, was mich hier nervt, ist, dass ich meine Hände nicht mehr pflegen kann“, bricht es aus Sara heraus, nachdem sie berichtet hat, wie ihre Familie wegen des Krieges aus dem Dorf Dyr Kanoun geflohen ist.

Zeinab erklärt, wie sie ins Kommando kam: „Als ich vor einem Monat davon erfuhr, habe ich mich sofort beworben.“ Sie ist 24 Jahre alt. Die Auswahl war hart: Neben dem Willen, die lebensgefährliche Tätigkeit auszuüben, sind völlige Konzentration, seelische und körperliche Belastbarkeit erforderlich. Minensuchen ist monoton und anstrengend. Auf den Feldern des Libanon kann es mittags im Schatten bis zu 50 Grad heiß werden. Heute arbeiten sie in einem Bananefeld bei Maaliye, zehn Kilometer von Tyros entfernt. Sie wissen, worauf sie sich einlassen. Nicht selten hört man in der Nähe Explosionen, bald darauf Sirenengeheul. Oft sind es Bauern, die die Gefahr ignorieren, auf ihre Äcker zurückkehren und dann Opfer von Blindgängern oder Minen werden. Allein im Juni hat es auf diese Weise 183 Zivilisten getroffen, 24 unter ihnen tödlich. Acht der Opfer waren Minensucher.

Auch den Frauen folgt stets die Erste Hilfe, ein Arzt, eine Krankenschwester und ein Ambulanzwagen. Um Unfälle zu vermeiden, sind die Sicherheitsbestimmungen hoch. Jeder Schritt der Frauen wird von einem Experten überwacht, um sicherzustellen, dass jeder Arbeitsschritt dem vorgeschriebenen Standard entspricht. Alle 50 Minuten sind 20 Minuten Pause vorgeschrieben. Die Konzentration darf nicht eine Sekunde nachlassen.

Die fünf Frauen arbeiten für die schwedische Nichtregierungsorganisation Sida, die, wie viele andere, von den Vereinten Nationen koordiniert wird. Sie sind zwischen 19 und 30 Jahre alt, unter ihnen hat sich ein besonderes Gruppengefühl entwickelt, eine Mischung aus Mut und Verdrängung. „Für uns ist es normal, mit der Gefahr zu leben. Unsere Arbeit ist nichts im Vergleich zu dem, was wir vorher erlebt haben. Dies hier ist unser Beitrag, um die Normalität wiederherzustellen“, sagt Munia. Fatima fügt hinzu: „Ja, wir haben Angst – aber in erster Linie um die Zukunft des Libanon.“

Die Älteste in der Gruppe ist die dreißigjährige Rahil, eine Krankenschwester. Sie hat um unbezahlten Urlaub gebeten für die Zeit der Bombensuche, nachdem sie

im Krankenhaus gesehen hatte, was die Streubomben tagtäglich anrichten. „Nachdem ich das gesehen hatte, wollte ich auch die Ursache sehen. Mir gefiel zudem die Idee, dass es ein weibliches Team geben sollte. Ich mache es nicht wegen des Geldes, auch wenn 850 Dollar im Monat für uns sehr viel sind. Für mich ist es auch eine soziale Verantwortung, ich wollte etwas Konkretes für mein Land tun.“ Auch die Leitung der 60 Minensuchkommandos im Südlibanon liegt in den Händen einer Frau. Dalya Farran ist Chefin des „Mine Action Coordination Centre“ der Vereinten Nationen. „Was wir hier vorgefunden haben, war schlimmer als alles, was wir bis-

her kannten“, sagt sie. „Die Minen waren wirklich überall, in den Straßen, den Feldern, Schulen, Wohnhäusern, Höfen und Gärten.“ Zunächst räumte man wenigstens die Hauptverkehrsstraßen und Zugänge zu den Ortschaften frei. „Am 20. Juni hatten wir im Süden des Landes 916 Stellen katalogisiert, die auf einem Gebiet von 37 Millionen Quadratmetern liegen.“ Fast die Hälfte der landwirtschaftlich genutzten Fläche liege bis heute brach, sagt Dalya Farran, „aber die meisten Menschen hier leben von der Landwirtschaft“. Allein in Maaliye haben die Minensucher 278 Sprengkörper vom Typ M42 ausgemacht und 39 vom Typ M77. „Viele halten uns für

verrückt, dass wir das hier machen“, sagt Fatima, „meine Eltern waren am Anfang gar nicht dafür. Die Vorstellung, dass mir etwas passieren könnte, machte sie verrückt. Aber als sie verstanden hatten, dass die Suche nach einem präzise festgelegten Protokoll stattfindet, haben sie zugestimmt. Ich habe zu Hause eine gewisse Freiheit, selbst zu entscheiden, was ich tun will.“

Zeinab ist die Tochter eines wohlhabenden Landwirts. Sie wohnt in einem gepflegten Haus mit ihren Eltern und Brüdern am Ortsausgang von Tyros Richtung Sidon. Der Blick aus den Fenstern reicht über das Land der Eltern bis zum Meer. Von den Wänden blicken Zeinabs zwei Schwestern ernst aus aufwendig gerahmten Hochzeitsbildern. Die beiden Brüder leben noch im Haus, sie sind unverheiratet. Besuch empfängt die Familie im Salon, herzlich, mit Kaffee und Pistazien. Die Mutter trägt Kopftuch und traditionelle Kleidung, die Tochter Shorts und T-Shirt, sie ist geschminkt, ihr Englisch perfekt, als Widerspruch empfinden sie die Unterschiede nicht. Die Eltern hätten sie zweisprachig erzogen, betont Zeinab. Sie will ein Beispiel geben, ihre Ideale zum Ausdruck bringen und für eine Zukunft des Libanon kämpfen. Die Eltern sind stolz auf ihre mutige, fleißige Tochter.

Sara dagegen, die Jüngste im Team, legt das Kopftuch auch bei der Arbeit nicht ab. Wenn sie von ihrer Freizeit erzählt, geht es um Abende mit ihrer Familie zu Hause, um Gespräche mit anderen Frauen. „Ich habe nicht viele Freiheiten“, sagt sie, „meine Familie lebt sehr traditionell, ich kann das Haus, außer zur Arbeit, nur selten verlassen.“ Sara berichtet es ohne Groll. Als sollte das Kommando die unterschiedlichen Lebensformen im Libanon betonen, berichtet Rahil, die Älteste des Teams: Sie lebe seit langem allein. Rahil trägt das Kopftuch, aber als emanzipierte Frau. Ihre winzige Wohnung, perfekt eingerichtet, gleicht irgendwie ihrer Bewohnerin.

Sie schläft auf einer Matratze im Wohnzimmer, neben dem Ventilator. Ihre Erinnerungen, ob aus der Kindheit oder der nahen Vergangenheit, ranken sich ausschließlich um Krieg. „Letztes Jahr habe ich vierzig Tage im Hilar-Hospital gearbeitet, ohne einen einzigen freien Tag, weil pausenlos Verletzte eingeliefert wurden.“ Eine andere unauslöschliche Erinnerung: „Als die israelische Armee Yatar angriff, mein Dorf, im Jahr 1986. Sie haben die Häuser gesprengt, eins nach dem anderen. Die Bewohner waren noch darin. Wir, die Überlebenden, sind geflohen und konnten erst 2000 wiederkehren.“ Über die Zukunft macht sie sich keine Illusionen. „Man lebt hier von einem Tag auf den anderen. Alle, die können, ziehen weg. Dieses Land befindet sich immer am Rande des Abgrunds.“ Dennoch habe sie einen Wunsch: „Ich hoffe, bald einen Mann zu finden und eine Familie zu gründen. Das ist mein einziger Traum.“ Plötzlich klingt sie nicht mehr wie eine hartgesottene Minensucherin, sondern wie eine Frau, eine ganz normale, irgendwo auf der Welt.



Es sind ganz normale und doch außergewöhnlich mutige Frauen, die nach der tödlichen Hinterlassenschaft der israelischen Armee suchen. Einige unter ihnen sind modern, andere leben in traditionellen Welten. Und alle haben Träume. Foto Senigalliesi